2 Illustrirtes Sonntagsblatt. 1885

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Zwei Erbinnen.

Roman frei aus dem Italienischen von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

Herr Gibray rief nun den Lohnkutscher Binet zu sich. „Ich muß Sie bitten, diesen Wagen bis zur Beendigung der Untersuchung nicht zu benützen!" sagte er. „Ich werde überdies die gerichtlichen Siegel darauf legen lassen."

„Ganz wohl, Herr Untersuchungsrichter. Franz soll den Wagen sogleich in jene Remise ziehen und ich selbst will den Schlüssel dazu in Verwahrung nehmen."

„Was ist das für ein Lärm vor dem Thore draußen?" fragte der Polizeidirektor plötzlich. „Sehen Sie nach, lieber Martel, was es gibt, das Geschrei der Leute hat einen ganz drohenden Charakter angenommen."

Martel eilte davon, um den erhaltenen Auftrag auszuführen. Nach weniger als fünf Minuten kehrte er schon wieder zurück. „Der Kutscher, welcher gestern diesen Wagen geführt hat und welchen sie den „Kadetten" nennen, ist soeben in das Vorderhaus geführt worden," berichtete er. „Und die Leute, die sich draußen versammelt haben, protestieren heftig gegen seine Verhaftung und versichern, daß er der allerehrlichste Bursche von der Welt sei. Die Wachmänner mußten Gewalt brauchen, um ihn durch die aufgeregte Menge zu bringen."

„Der öffentliche Ruf spricht also zu Gunsten des Kutschers!" sagte der Polizeidirektor lebhaft zu Paul Gibray. „Nun, wir wollen ja sehen! Auf, meine Herrn, in die Wohnung des Herrn Binet, zu dem „Kadeten."

4.

Der Kadett wußte im Schrecken und in der Unruhe über seine plötzliche Verhaftung nicht, was er von der ganzen Sache denken sollte. Er hatte natürlich viele dringende Fragen an den Brigadier Fontaine gestellt, der ihn aus seiner Wohnung, ja eigentlich aus seinem Bette entführte. Ebenso selbstverständlich war es aber auch, daß Fontaine, der erhaltenen Weisung gemäß, keine Antwort gab, sondern stumm blieb wie das Grab.

Vergebens strengte der Kadett sein Gedächtnis an, was er denn Strafwürdiges begangen haben könnte. Er erinnerte sich nur, daß er gestern Abend etwas zu oft dem vollen Weinglase zugesprochen hatte und daß er erst gegen Morgen im Zustand einer Betäubung nach Hause gekommen war. Sollte er ohne sein Wissen Schaden angerichtet oder gar irgend Jemand überfahren haben?

Als er mit den Wachmännern bei dem Hause seines Dienstherrn angekommen war, sah er sich plötzlich von einer aufgeregten Menschenmenge umringt. Die Bewohner des Stadtviertels, die ihn fast alle kannten und wegen seines freundlichen, munteren Charakters gut leiden mochten, ergriffen seine Partei und wollten ihn den Händen seiner Wächter entreißen.

„Laßt ihn gehen!" schrieen viele Stimmen durcheinander. „Er ist ein ehrlicher Mann. Laßt ihn gehen! Er ist nicht schuldig!"

„Schuldig?" fragte er sich selber. „Was soll ich gethan haben? Wessen klagt man mich an? Mein Gott, es handelt sich also um sehr ernste Dinge?" Seine Angst vermehrte sich noch, als er das Haus betrat und auf der Treppe und im Korridore überall Wachmänner herumstehen sah. „Barmherziger Himmel, was soll denn das bedeuten?" stammelte er mit kaum vernehmlicher Stimme. „Was ist hier vorgegangen?"

Fontaine hatte nun doch einiges Mitleid mit dem armen Manne, der wie Espenlaub zitterte und sich kaum auf den Füßen aufrecht zu erhalten vermochte. Auch wollte er ihn schon deshalb ein wenig beruhigen, damit er den Kriminalbeamten mit mehr Freiheit und Aufrichtigkeit antwortete. „Es ist kein Grund vorhanden, daß Sie so große Angst haben," sagte er freundlich. „Man will Ihnen nichts zu leide thun! Kommen Sie mit mir in die Wohnung Ihres Dienstherrn, wo Sie erwartet werden!" Diese Worte übten sichtlich eine beruhigende Wirkung auf den Kadetten aus. Zwar wurde sein Atem wieder bedeutend kürzer und hastiger, als er in die Wohnung Binets trat und die vielen schwarzgekleideten und ernsten Gerichtsbeamten vor sich sah. Trotzdem aber suchte er den Kopf oben zu behalten, um diesen Herrn zu zeigen, daß er die Gerechtigkeit nicht zu fürchten hatte.

„Ich sehe wohl, daß ich die Ehre habe, vor der Polizei zu stehen!" sagte er mit einer gewissen rohen Zierlichkeit des Ausdrucks. „Ich bin verhaftet worden, aber ich will nicht der ehrliche Sohn meines Vaters heißen, wenn ich weiß, warum. Sie haben mich genötigt, wie ein Dieb zwischen zwei Polizeisoldaten durch die Straßen meines Stadtviertels zu gehen und den Leuten zum Schauspiel zu dienen. Das ist nicht schön und ich kann durchaus nicht lachen darüber. Hab' ich vielleicht heute Nacht mit meinem Wagen einen Gaskandelaber umgeworfen oder eines von den großen Schaufenstern eingestoßen? Gut, ich will und kann den Schaden vergüten. Nur möchte ich in Gottes Namen endlich erfahren, wessen man mich anklagt."

Die Gerichtsbeamten blickten den Kadetten lange und forschend an. Sein lebhaft gefärbtes, kugelrundes Gesicht mit den beweglichen, gutmütigen Augen und mit dem offenen Lächeln um den Mund, flößte ihnen sogleich eine gewisse Sympathie ein und vor allem die Ueberzeugung, daß sie es hier mit keinem Verbrecher zu thun hatten. „Sie sind nicht angeklagt!" begann der Polizeidirektor in einem Tone, der durchaus nichts Strenges hatte. „Ihre provisorische Verhaftung war



Blick ins Nideck-Thal. (Mit Text.)

nichts weiter, als eine notwendige Maßregel, damit Sie mit niemanden sprechen konnten, bevor wir einige Fragen an Sie gestellt haben. Sie sollen uns ganz einfach über die Verwendung Ihrer Zeit Auskunft geben, von gestern Abend an bis zu der Stunde, in welcher Sie Ihren Wagen hieher zurückführten."

Der Kutscher wiegte etwas bedenklich seinen braunen Krauskopf. „Ganz leicht ist die Sache nicht," begann er. „Ich muß eingestehen, daß ich nicht ganz nüchtern war gestern abend. Aber wenn Sie Geduld haben, werden mir die Erinnerungen schon nach und nach kommen. Gegen neun Uhr —"

„Diesen Teil des Verhöres später!" unterbrach ihn Herr von Gibray. „Wir müssen der Ordnung nach vorgehen. Wie heißen Sie?"

„Claudius Carre, genannt der „Kadett", weil ich von fünf Geschwistern zuletzt auf die Welt kam."

„Wo wohnt Ihre Familie?"

Das Gesicht des Kadetten nahm einen sehr traurigen Ausdruck an. „Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, alle sind sie tot," sagte er. „Ich stehe ganz allein in der Welt."

„Sind Sie verheiratet?"

„Nein, Herr Richter. Ich habe mir nie besondere Mühe um die Mädchen gegeben und überdies mißtrauen mir die Mütter meines Stadtviertels, weil ich den Wein halt gar so sehr liebe."

„Wie alt sind Sie?"

„Fünfunddreißig Jahre!"

„Seit wann versehen Sie die Dienste eines Kutschers?"

„Seit sechzehn Jahren, Herr Richter. Acht Jahre diente ich bei dem Lohnkutscher Samuel, zwei Jahre bei der allgemeinen Gesellschaft der Fiaker und sechs Jahre ist's nun, daß ich bei Herrn Binet im Dienste bin."

„Warum haben Sie die allgemeine Gesellschaft der Fiakers verlassen?"

„Man hat dort zu viel Enthaltsamkeit in Bezug auf den Wein von mir verlangt," gab der Kutscher aufrichtig zu. „Herr Binet ist nachsichtiger in diesem Punkte. Ich war ja auch noch nie so weit betrunken, daß ich Schaden gestiftet hätte."

„Sie führen den Wagen 583 bei Ihrem Dienstherrn?"

„Ja — die Leute sagen, daß es das schmuckeste Gefährte des Herrn Binet ist."

„Um wie viel Uhr sind Sie gestern mit Ihrem Wagen hieher zurückgekehrt?"

„Ja, so ganz genau weiß ich das nicht, von wegen des verdammten Weines. Spät war es jedenfalls — auch erinnere ich mich, daß es eben langsam zu schneien anfing."

„Weiß niemand von euch, um welche Stunde das war?" wandte sich Herr von Gibray an die beiden Polizeiagenten und an Fontaine.

„Gerade um zwei Uhr!" sagte der Brigadier vortretend. „Ich kam eben von einer nächtlichen Runde zurück."

„Was haben Sie gethan, nachdem Sie einmal in den Hof des Herrn Binet hineingefahren waren?"

„Mein Gott, ich habe die Pferde ausgespannt und in den Stall geführt — nichts weiter!"

„Haben Sie die Thüre des Wagens geöffnet, ehe Sie das Haus wieder verließen?"

„Darauf kann ich mich nicht besinnen, das wird Ihnen der Stallknecht Franz besser zu sagen wissen als ich."

„Wie so?" warf der Polizeidirektor ein.

„Wir Kutscher haben von Herrn Binet den Befehl, jede Nacht den Teppich aus dem Wagen zu nehmen und zum Austrocknen auf den Bock zu legen. Wenn also Franz den Teppich auf dem Bocke fand, so hab' ich den Wagen geöffnet, im anderen Falle nicht."

„Der Teppich war nicht auf dem Bocke, das weiß ich ganz gewiß!" sagte Franz, der mit Herrn Binet bei dem Verhöre gegenwärtig war.

„Von woher kamen Sie, als Sie Ihren Wagen hieher zurückführten?" fragte Herr von Gibray.

„Aus der Straße Montorgueil," antwortete der Kutscher ohne Zögern.

„Wen haben Sie in jene Straße geführt?"

„Zwei Reisende."

„Einen Mann und eine Frau?"

„Nein, zwei Männer oder vielmehr zwei elegant gekleidete Herrn!"

„Sind sie vor einem Privathause oder vor einem Gasthofe abgestiegen?"

„Vor einem Gasthofe!"

„Hatten Ihnen die Reisenden den Gasthof schon zum Voraus bezeichnet?"

„Nein, der eine von den Herrn sagte beim Einsteigen zu mir: „Führen Sie uns in die Straße Montorgueil, ich werde Ihnen rufen, wenn wir vor meinem Gasthofe angekommen sind, dessen Namen und Nummer ich vergessen habe. In der That hat er mir vor einem Gasthofe in der Straße Montorgueil gerufen, worauf ich die Pferde anhielt."

„Wo haben Sie die beiden Reisenden aufgenommen?"

„An zwei verschiedenen Orten. Den einen in einer Schenke nahe Saint-Mondé, wo ich von einer Fahrt zurückkehrend, Halt gemacht hatte, um ein Gläschen Wein zu trinken, den andern am Nordbahnhofe."

„Wie heißt die Schenke, wo Sie den ersten Reisenden aufgenommen haben?"

„Zum grünen Baume, Herr Richter!"

„Haben Sie den Reisenden schon in der Schenke getroffen, als Sie dort eintraten?"

„Nein, er kam erst, als ich mich wohl schon eine halbe Stunde lang mit meinem Weinglase unterhalten hatte. „„Wer führt den Wagen, der da draußen steht?"" rief er zur Thüre herein. „„Ich!"" antwortete ich, während ich meinen Platz verließ. „„Könnten Sie mich an den Nordbahnhof führen, wo ich einen Freund zu erwarten habe?"" sprach der Fremde weiter. Ich bejahte eifrig, weil ich froh darüber war, daß ich nicht leer nach Paris zurückkehren mußte. Der Fremde warf darauf eine Silbermünze auf den Schenktisch und befahl dem Wirte, mir noch einen Liter guten Wein vorzusetzen, „zur Erwärmung bei der wahren Hundekälte", wie er sich ausdrückte. „„Machen Sie rasch!"" setzte er noch hinzu. „„Ich erwarte Sie im Wagen draußen."" Und sehen Sie, Herr Richter, jener Liter Wein, den ich in aller Eile hinabschluckte, der war zu viel, der machte mir den Kopf schwer und schwindlig und nahm mir die klare Erinnerung an heute Nacht."

„Könnten Sie das Aussehen des Reisenden schildern, den Sie in der Schenke aufgenommen haben?"

„Nicht genau, Herr Richter. Ich weiß nur, daß er blonde Haare und auch einen blonden Schnurrbart hatte und mir noch recht jung zu sein schien. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen, weil er den Rockkragen bis über die Ohren hinaufgezogen hatte, blaue Augengläser und einen breiten Hut trug —"

„War er elegant gekleidet?"

„O, was das betrifft, ein wahres Salonherrchen mit blanken Lackstiefeln und einem Winteranzuge nach dem neuesten Schnitte."

„Wann sind Sie mit dem Reisenden auf dem Nordbahnhofe angekommen?"

„Um 12¾ Uhr, Herr Richter."

„Und was that der Reisende auf dem Bahnhofe?"

„Er ging in den Wartesaal. Und nach der Ankunft des Zuges aus Lyon kam er mit einem andern Herrn zu mir zurück und beide bestiegen den Wagen."

„Könnten Sie jenen zweiten Herrn wieder erkennen?"

„Unmöglich, Herr Richter, denn es war finster und überdies hatte er sich dicht in ein weißes Tuch eingewickelt. Mir ist nur aufgefallen, daß er den linken Arm in der Schlinge trug."

„Sind beide Reisende in der Straße Montorgueil ausgestiegen?"

„Natürlich, als wir vor dem Gasthofe angekommen waren."

„Sind Sie ganz sicher, gesehen zu haben, daß beide den Wagen verließen?"

„Aussteigen sehen habe ich nur den einen, Herr Richter. Aber ich weiß doch, daß auch der andere den Wagen verlassen hat."

„Wie ist das möglich?"

„O, es ist ganz einfach. Als ich auf den Ruf des einen Reisenden den Wagen angehalten hatte, hörte ich ihn zu seinem Begleiter sagen: „„Warten Sie, bis ich den Kutscher bezahlt und an der Glocke gezogen habe, damit Sie nicht so lange in der Kälte stehen müssen."" Darauf ist der Reisende ausgestiegen und hat mir eine Banknote von hundert Franken in die Hand gegeben mit dem Ersuchen, sie irgendwo in der Nähe wechseln zu lassen. Zehn Franken könnte ich für die Fahrt behalten und er wolle inzwischen schon meine Pferde überwachen. Das glänzende Trinkgeld, das ich mir zurücklegen durfte, denn die Fahrt galt nur 5 Franken, machte mich gefällig. Ich ging zu einem mir bekannten Weinhändler in die Montmartrestraße und ließ die Banknote wechseln. Bei meiner Rückkehr zu dem Wagen war das Thor des Gasthofes schon geöffnet und der Reisende, den ich in der Schenke aufgenommen hatte, erwartete mich mit sichtlicher Ungeduld. Ich gab ihm neunzig Franken und bedankte mich für die gute Bezahlung. „Ist der andere Herr schon ausgestiegen?" fragte ich, da mein Wagen geschlossen war. „„Er ist schon lange drinnen im Hause!"" erwiderte der Fremde und verschwand gleichfalls in dem Thorwege. Ich stieg auf den Bock und fuhr rasch davon, um den Wagen und die Pferde hieher zurück zu bringen."

„Werden Sie jenen Gasthof in der Montorgueilstraße wieder zu finden wissen?"

„O ganz gewiß, mit verbundenen Augen, denn ich kenne Paris."

„Haben Sie während der Fahrt vom Nordbahnhofe nach der Straße Montorgueil kein besonderes Geräusch in Ihrem Wagen gehört, etwa einen Schrei oder einen Wortwechsel?"

„Wie gesagt, Herr Richter, mir sauste und wirbelte ein wenig der Kopf, auch rasseln die Wägen ganz schrecklich auf dem Straßenpflaster. Meine Fahrgäste können also wohl einen Streit gehabt haben, ohne daß ich es hörte."

„Führte der Reisende, den Sie am Nordbahnhof aufnahmen, Gepäcke mit sich?"

„Nein; nicht einmal eine Handtasche, soviel ich bemerkt habe."

„Ich bin mit diesem Manne für jetzt fertig!" sagte Herr Gibray. „Es bleibt nur noch übrig, ihn hinab in den Hof zu führen. Werden Sie die Güte haben, uns zu begleiten, Herr Polizeidirektor?"

Der genannte erhob sich bereitwillig und begab sich mit dem Untersuchungsrichter, den übrigen Beamten und dem Kadetten hinab unter das Vordach, wo der Körper des Ermordeten, mit einem Tuche bedeckt, dalag. — Auf einen Wink Gibray's wurde die Decke zurückgezogen. Der Kadett taumelte entsetzt vor dem blutigen Kadaver zurück.

„O mein Gott, was ist das?" stammelte er, seine Hände vor das Gesicht schlagend. „Werde ich denn gar nie erfahren, was mit mir vorgeht, warum ich so kreuz und quer ausgefragt worden bin?"

„Jetzt müssen Sie es sogar wissen!" sagte der Polizeidirektor. „Von den beiden Reisenden hat einer den andern während der Fahrt vom Nordbahnhofe nach der Montorgueilstraße in Ihrem Wagen ermordet." Der Kadett knickte, immer mehr entsetzt und verschüchtert, völlig in sich zusammen.

„Könnte der Mord nicht auch während der Zeit begangen worden sein, als der Kutscher in die Montmartrestraße ging, um die Banknote wechseln zu lassen?" erlaubte sich Jodelet zu bemerken. „Die Worte, welche der Fremde vor dem Gasthofe in den Wagen hineinsprach, scheinen diese Möglichkeit zuzulassen."

„Es ist nicht wahrscheinlich!" erwiderte Herr von Gibray. „Der Mörder wollte durch jene Worte wohl nur das Verbleiben seines Gefährten im Wagen rechtfertigen. Er hatte während des Fahrens mehr Zeit zu seinem Geschäfte und überdies verhallte ein etwa von seinem Opfer ausgestoßener Schrei leicht in dem Rasseln des Wagens auf dem Straßenpflaster."

„Sie haben recht mit dieser Annahme!" sagte der Polizeidirektor.

„Ist das der Reisende, den Sie am Nordbahnhofe aufgenommen haben?" wandte sich Gibray, auf die Leiche weisend, an den Kadetten.

„Ich weiß nicht!" stotterte er. „Seine Statur scheint es mir zu sein. Trug er den linken Arm in der Schlinge, als man ihn auffand?"

„Nein — aber der Mörder kann die Binde mit sich genommen haben!" antwortete Gibray. „Sehen Sie nach, Jodelet, ob der Ermordete eine Wunde oder sonst ein Gebrechen am linken Arme hat."

„Nein!" antwortete der Polizeiagent nach einer sorgfältigen Prüfung des betreffenden Gliedes.

„Die Sache wird immer dunkler!" murmelte der Polizeidirektor.

Der Kadett näherte sich plötzlich dem Untersuchungsrichter. „Ich möchte eine Frage thun," sagte er mit Augen, in denen eine fieberhafte Spannung brannte. „Wo hat man denn eigentlich diese Leiche gefunden?"

„In Ihrem eigenen Wagen, heute morgen, als ihn der Stallknecht Franz reinigen wollte. Sie selber haben den Kadaver hieher geführt!"

„Oh — nun versteh' ich's!" schrie der Kadett auf. „Nun weiß ich, warum sie mich eingefangen haben. Man glaubte zuerst, daß ich diesen Unglücklichen ermordete!"

„Nein — oder man glaubte es nur im allerersten Momente. Ihr Dienstherr hat sich für Ihre Schuldlosigkeit verbürgt und Sie genießen auch im Stadtviertel einen guten Ruf. Nur sollten Sie Ihre Trunksucht ablegen, die dem Mörder bei seinem Werke bedeutend Vorschub geleistet hat und die im Allgemeinen ein großer Fehler ist."

„Sie haben recht, Herr Polizeidirektor. „Ja, es ist wahr, hätte mich der Wein nicht taub und blind gemacht, so müßte ich wohl etwas von dem bemerkt haben, was hinter mir, in meinem Wagen vorging. Das ist aber auch eine tüchtige Lektion und bei dem armen Menschen da schwör ich, daß ich nimmermehr über den Durst trinken will."

„Das freut mich zu hören," sagte der Polizeidirektor freundlich. „Für jetzt sind Sie frei — Sie können gehen, um ein Frühstück zu Ihrer Erholung einzunehmen. In einer Stunde aber erwarte ich Sie bei mir auf dem Hauptpolizeiamte. Sie sollen mich und den Herrn Untersuchungsrichter zu dem Gasthof in der Montorgueilstraße führen."

Der Kadett sprach einige Worte der Zustimmung.

Der Polizeidirektor wandte sich nun an seine Leute, um Anordnungen über den Transport der Leiche nach dem Leichenhause zu treffen.

In diesem Augenblicke trat der Brigadier Lannoy, der Abgesandte des Kommissärs vom Friedhof durch das Hofthor ein und überreichte dem Polizeidirektor einen Brief.

„Auf, meine Herrn, wir finden von Neuem zu thun, wir werden in den Friedhof gerufen, wo eine Ermordete in einem Grabmale gefunden worden ist!" rief der Polizeidirektor, nachdem er das Schreiben durchlesen hatte. „Mein Gott, das scheint ja heute der Tag der blutigen Rätsel zu sein!"

5.

Der Polizeikommissär, welcher sich unterdessen in der Friedhofskanzlei mit Abfassung des ersten Thatbestandprotokolles beschäftigt hatte, sah endlich zu seiner großen Befriedigung die sehnlichst erwarteten Justizbeamten eintreffen. Nachdem er ihnen das Protokoll vorgelegt und von ihnen hinwieder einen kurzen Bericht über den Vorfall in der Ernestinenstraße erhalten hatte, führte er sie an das Grabmonument, in welchem die Ermordete aufgefunden worden war. Die Beamten schritten über die Leiche hinweg sogleich in das Innere der Gruft, um vor Allem die Oertlichkeit zu besichtigen. Sie befanden sich in einer Kapelle, aus grauem Granit erbaut, an deren Seitenwänden einige durch die Feuchtigkeit fast gänzlich zerstörte Bilder aus der italienischen Schul hingen. Im Hintergrunde, gegenüber der Eingangsthüre, erhob sich ein Altar aus weißem Marmor mit einem Tabernakel. Ein silbernes Kruzifix und vier Leuchter aus demselben Metalle bildeten die Einrichtung und die Zierde dieses Altares. In den Leuchtern staken gelbe Wachskerzen, von denen zwei noch unangezündet und zwei zur Hälfte herabgebrannt waren. Sechs kleine Betstühle aus Nußholz befanden sich, unordentlich durcheinandergeworfen und zwei davon sogar umgestürzt in der Kapelle. Ein farblos und unscheinbar gewordener Teppich bedeckte teilweise den weiß und schwarz gewürfelten Marmorfußboden. Auf den Stufen des Altares lagen mehrere Blumenkränze, alt und vertrocknet alle, außer einem einzigen, aus Immergrün geflochtenen, dessen frisches Grün zeigte, daß er erst vor ganz kurzer Zeit hieher gebracht worden sein mußte. Alle diese Einzelnheiten wurden von dem Sekretär des Polizeidirektors sorgfältig zu Papier gebracht. Die Beamten wendeten nun ihre Aufmerksamkeit auf die Leiche selber.

Die Ermordete mochte ungefähr vierzig Jahre gezählt haben. Vollständig in Trauer gekleidet, trug sie auch einen Hut aus schwarzem Krepp mit einem lang herabwallenden Schleier. Ihre Arme waren ausgestreckt, die Hände konvulsivisch zusammengezogen, die Augen weit aufgerissen. Auf dem wachsbleichen Gesichte spiegelte sich der herzergreifende Ausdruck eines tiefen Entsetzens. Herr von Gibray beugte sich zu der Leiche hinab, um die beiden Wunden an der Schläfe zu untersuchen. Im nächsten Augenblick zuckte er betroffen zusammen.

„Betrachten Sie diese beiden Verletzungen!" sagte er zu dem Polizeidirektor. „Und dann bitte ich Sie, mir Ihre Meinung darüber auszusprechen."

„Sie meinen, daß diese Wunden mit einem dreischneidigen Dolche beigebracht worden sind, wie in der Ernestinenstraße?" fragte der Polizeidirektor nach einer kurzen Prüfung des leblosen Körpers. „Ja, Sie haben ganz recht. Was aber soll man davon denken?"

Auch Jodelet hatte sich zu der Toten hinabgebückt und die Wunden mit großer Aufmerksamkeit betrachtet.

„Ich möchte darauf schwören, daß dieselbe Hand, mit demselben Dolche bewaffnet, diese Frau und den Mann in der Ernestinenstraße getroffen hat," sagte er im vollen Tone der Ueberzeugung.

„Durchsuchen Sie die Taschen der Toten, Jodelet," sagte der Untersuchungsrichter. — Jodelet gehorchte, brachte aber nichts zum Vorschein, als ein Taschentuch aus feiner Leinwand. Herr Paul Gibray griff lebhaft danach, um die Namens-Chiffre zu prüfen. Enttäuscht ließ er den Arm wieder sinken. Das Taschentuch war nicht gezeichnet.

„Auch das wie in der Ernestinenstraße!" sagte er gedankenvoll.

„Die Hauptsache bleibt die Aehnlichkeit der Wunden an den beiden Ermordeten," versetzte der Polizeidirektor. „Ich teile Jodelets Ueberzeugung, daß wir hier nur nach einem Mörder zu suchen haben."

„Betrachten Sie den Ausdruck des Gesichtes und die krampfhaft geballten Hände!" sagte Herr Gibray. „Diese Frau hat lebhaft mit ihrem Mörder gerungen. Ah — endlich, endlich etwas, das uns vielleicht auf eine Spur führen wird."

Herr von Gibray zog mit einiger Mühe einen Büschel kurzer blonder Haare aus den starren Fingern der Toten und zeigte sie dem Polizeidirektor. „Das sind ohne Zweifel Haare, welche die Frau im letzten Kampfe aus dem Kopfe des Mörders gerissen hat," setzte er erfreut hinzu. „Das ist wenigstens ein wichtiger Anhaltspunkt."

„Auch der Mörder von der Ernestinenstraße ist nach den Aussagen des Kutschers blond!" bemerkte der Polizeidirektor statt einer Antwort. „Jetzt ist es für mich festgestellt, daß wir es nur mit einem Verbrecher zu thun haben." Er gab die Haare dem Untersuchungsrichter zurück, der sie in Papier wickelte und sorgfältig in seine Brieftasche legte. Der Polizeidirektor wandte sich an den Verwalter des Friedhofes und ersuchte ihn, den Transport der Leiche nach dem Leichenhause bewerkstelligen zu lassen. Den Brigadier Lannoy und mehrere Wachmänner beorderte er zur Begleitung der Toten. Der Verwalter hatte schon eine Tragbahre und vier handfeste Männer zu diesem Zwecke bereit gehalten. Der leblose Körper wurde auf die Bahre gelegt, durch mehrere dicke Tücher der Neugierde des Publikums entzogen und der kleine Zug setzte sich nach dem Ausgang des Friedhofes in Bewegung, unter dem Nachdrängen der zahlreichen Menschenmenge, die sich um das Grabmal versammelt hatte. Die Beamten schritten nun zu einer genaueren Untersuchung der Gruftkapelle. Jodelet öffnete das vergoldete Thürchen des Tabernakels, welcher die Form eines kleinen Tempels mit Säulen hatte. „Es ist nichts hier drinnen!" sagte er, aufmerksam in das Innere des Tabernakels blickend. „Aber es muß kürzlich etwas herausgenommen worden sein. Da sehen Sie nur die Spuren der Finger im Staube, Herr Untersuchungsrichter."

„Berücksichtigen Sie diesen Umstand besonders in Ihren Aufnotierungen!" sagte Gibray zu dem Sekretäre. Jodelet hob die Leuchter auf, rückte alle Betstühle von ihren Plätzen und lüftete den Teppich des Fußbodens, ohne irgend eine beachtenswerte Entdeckung zu machen. Herr von Gibray ließ nun den Schlosser rufen, der die Kapelle gewaltsam geöffnet hatte. „Sie behaupten, Ferraud, daß Steinchen in das Schloß eingeführt worden sind, um das Oeffnen der Thüre mittelst eines Schlüssels zu verhindern," sagte er. „Bitte, nehmen Sie das

Schloß ab, damit wir sehen, ob Ihre Ueberzeugung die richtige ist." — Ferraud machte sich sogleich an die Arbeit, die wenig Mühe kostete, weil das Schloß schon zur Hälfte herabgerissen war. „Sehen Sie, daß ich mich nicht getäuscht habe," rief er triumphierend, hier sind die Steinchen. Deshalb konnte ich unmöglich mit dem Dietrich hantieren."

„Die Sache ist leicht zu erklären," sagte der Untersuchungsrichter zu seinen Begleitern. „Der Mörder führte diese Steinchen in das Schloß ein, als er sich nach kaum begangenem Verbrechen entfernte; er wollte dadurch hintertreiben, daß die Thüre allzu rasch geöffnet werden konnte, wenn sein Opfer sich wieder belebt und um Hilfe gerufen hätte."

„Das ist sehr wohl annehmbar!" erwiderte der Polizeidirektor. „Es führt uns aber auf keine Spur des Verbrechens. Herr Verwalter, wem gehört diese Gruft an? Die Besitzer müssen in irgend einer Beziehung zu der Ermordeten stehen und uns Auskunft über sie geben können. Die arme Frau trug Trauerkleider, sie kam wohl hieher, um zu beten und ist wahrscheinlich während ihres Gebetes von dem Verbrecher überfallen worden. Sie hatte einen Schlüssel zu der Gruft; es ist also sogar zu vermuten, daß sie zu der Familie des Besitzers gehörte."

„Das dachte ich anfangs auch," antwortete der Verwalter. „Leider aber wird von jener Seite wenig zu erfahren sein. Die Gruft gehört dem russischen Grafen Kurawieff, der einmal in Paris wohnte, aber schon vor zweiundzwanzig Jahren wieder in sein Vaterland zurückgekehrt ist. Der Boden für diese Gruft ist für immerwährende Dauer angekauft worden und sie dient der Gräfin Kurawieff zur Ruhestätte, welche eben vor zweiundzwanzig Jahren auf eine geheimnisvolle Weise ermordet worden ist."

„Ja, ja, ich erinnere mich!" rief der Polizeidirektor, „der Fall erregte sehr viel Aufsehen damals."

„Der Graf Kurawieff verließ gebeugt und trostlos über den Verlust seiner geliebten jungen Gattin mit seinem kleinen Sohne die Stadt Paris. Gerne hätte er die Leiche der Gräfin mit sich in sein Vaterland genommen, aber die Polizei verweigerte ihm die Erlaubnis dazu, da es nicht gelungen war, des Mörders habhaft zu werden."

„Haben Sie den Schlüssel zu dieser Gruft in Verwahrung genommen," fragte Paul Gibray.

„Nein, ich nehme nie Schlüssel zu den Grüften zur Aufbewahrung an. In der Regel werden sie den sogenannten Gräberfrauen übergeben, welche während des Sommers die Blumen begießen und die Grüfte in Ordnung erhalten."

„Könnte der Graf Kurawieff den Schlüssel nicht auch einer solchen Person übergeben haben?"

„Das ist nicht sehr wahrscheinlich. In den ganzen zweiundzwanzig Jahren hat sich niemand um diese Gruft gekümmert, ich sah niemals diese Thüre öffnen. Ueberdies verrät die Dicke der Staubdecke und das Vermodern der Bilder und des Teppichs, daß sich diese Gruft im Zustande völliger Verwahrlosung befindet."

„Haben Sie Ihre Bediensteten gefragt, ob sie in der letzten Zeit niemand diese Gruft betreten sahen?"

„Einer der Hüter des Friedhofs näherte sich auf diese Frage dem Untersuchungsrichter. „Vor vier Tagen hat eine Frau in Trauerkleidung diese Kapelle besucht," berichtete er. „Ich ging eben vorüber, als sie wieder heraustrat und die Thüre hinter sich versperrte. Sie hatte einen dichten Schleier vor dem Gesichte. Ich glaube aber, daß es dieselbe Person war, die heute tot hier aufgefunden worden ist."

„Und warum ist der Mord begangen worden?" wandte sich Paul Gibray an den Polizeidirektor. „Das ist's, worüber ich bis jetzt nicht einmal eine Vermutung aufstellen kann."

In diesem Augenblick trat ein anständig gekleideter Mann in mittleren Jahren über die Schwelle des Grabmales und begehrte mit dem Untersuchungsrichter zu sprechen, da er einige Aussagen in Bezug auf das entdeckte Verbrechen abzugeben hätte.

Herr von Gibray empfing ihn mit sichtlicher Freude und forderte ihn auf, ohne Scheu und Rückhalt zu sprechen.



Junge Kätzchen. (Mit Text.)

„Gestern habe ich einen jungen Mann in das Mausoleum Kurawieffs eintreten gesehen, der vorher in meinem Geschäft einen Kranz von Immortellen gekauft hatte; denn ich bin der Blumenhändler Letellier aus der Rochettestraße, meine Herrn!"

„Ist es wohl dieser Kranz?" fragte der Untersuchungsrichter lebhaft, indem er den frischen Kranz aufhob, der auf den Stufen des Altares lag.

Der Blumenhändler nahm den Kranz in die Hand und unterzog ihn einer genauen Prüfung.

„Ganz richtig!" sagte er. „Ich lasse in meinem Geschäfte eine besondere Art Faden verwenden, den ich mir zu sehr billigem Preise aus England zu verschaffen weiß und an dem Faden erkenne ich nun, daß dieser Kranz von meinen Leuten gebunden worden ist."

„Warum sind Sie dem Herrn, der den Kranz bei Ihnen kaufte, in den Friedhof nachgefolgt, so daß Sie ihn hier eintreten sahen?" fragte Gibray.

„Aus bloßem Zufall," erwiderte Letellier. „Ich hatte zwei Kränze auf das Grab der Tochter eines meiner Kunden zu legen, als Zeichen der Erinnerung an ihren Todestag. Ich mußte dabei hier vorüber und sah den jungen Mann diese Thüre aufsperren."

„Also auch er hatte einen Schlüssel," brummte der Polizeidirektor. „Seltsam!"

„Und zu welcher Zeit war das?" fragte Gibray.

„Um drei Uhr Nachmittags."

„Und woher wissen Sie, daß dieses Grabmal dem Grafen Kurawieff gehört?"

„Weil ich früher Marmorarbeiter war und bei Erbauung der Gruft geholfen habe."

„Könnten Sie uns eine genaue Beschreibung jenes jungen Mannes geben?"

„O ja, es ist mir, als ob ich ihn noch vor Augen sähe. Es war ein schöner Jüngling, mittelgroß, mit einem regelmäßigen, etwas bleichen Gesicht, blonden Haaren und eben solchem Schnurrbart. Er sah recht vornehm aus, auch in Bezug auf seine Kleidung. Und noch zwei Kennzeichen kann ich angeben. Er trug Augengläser und im Sprechen hatte er einen ausländischen Accent, wie etwa ein Deutscher oder ein Russe; das bemerkte ich, als er in meinem Geschäfte den Kranz kaufte."

„Der blonde Jüngling gleicht auf's Haar dem „blonden Reisen=

den" des „Kadetten!" rief der Polizeidirektor. „Man muß den Kutscher nur noch in Bezug auf den fremdländischen Accent befragen. Jedenfalls haben wir es aber mit einem schlauen Verbrecher zu thun.

„Herr Letellier, ich danke Ihnen, daß Sie uns freiwillig eine so wichtige Auskunft gegeben haben und ich möchte Sie ersuchen, die beiden Eingänge in den Friedhof ein wenig zu überwachen, die Sie von Ihrem Geschäfte aus gut überblicken können. Wer weiß, ob der Verbrecher nicht hieher zurückkehrt; es ist eine alte Erfahrung, daß die Mörder oft wie durch einen magnetischen Einfluß auf den Schauplatz ihrer That zurückgezogen werden."

„Ich werde diesen Ihren Wunsch nicht unbeachtet lassen," erwiderte Letellier. „Kann ich nun nach Hause zurückkehren?"

„Gewiß — und nochmals meinen Dank für den Dienst, den Sie uns erwiesen haben."

Nach Letelliers Entfernung ließ der Untersuchungsrichter den Maurerpolier Cabirol mit seinen Arbeitern rufen, ihre Aussagen boten aber keinen Umstand dar, welcher neu oder interessant gewesen wäre. Sie wurden nach kurzem Verhöre entlassen und die Gerichtsbeamten verließen die Gruft. Ferraud stellte auf den Befehl des Polizeidirektors rasch einen provisorischen Verschluß der Thüre mit einigen Schrauben und einem eisernen Ringe her und überdies legte der Sekretär mehrere gerichtliche Siegel daran.

„Für jetzt ist alles Nötige gethan, meine Herren," sagte der Polizeidirektor zu seinen Begleitern. „Ich lade Sie zu einem Frühstück in einem Gasthofe hier in der Nähe ein und dann werden Sie mir in meine Kanzlei folgen, wo uns der dahin bestellte Kutscher von der Ernestinenstraße erwartet. In jenem Gasthof der Montorgueilstraße muß man uns wenigstens Auskunft über den blonden Jüngling geben können, wenn wir ihn auch nicht selber dort antreffen, da der Schlaukopf gewiß schon über alle Berge ist und nicht darauf wartet, bis wir auf die Aussage des Kutschers hin ihn aus seinem Neste auszuheben kommen."

„Ja, ja!" erwiderte Herr Paul Gibray. „Auch ich habe keine Hoffnung, den Verbrecher so bald und so leicht einzufangen. Ich fürchte, daß wir Arbeit mit ihm bekommen werden, recht harte und langwierige Arbeit."

6.

Moritz Vasseur, Redakteur des illustrierten Journals „Der Scorpion."

Diese Aufschrift zeigte ein Blechschildchen, befestigt an der Thüre einer im zweiten Stockwerk des Hauses 14 in der Marienstraße gelegenen Wohnung. Das ganze Appartement bestand nur aus drei mittelgroßen Zimmern, war aber mit Geschmack möbliert und verriet durch so manches kleine Arrangement, daß der Bewohner ein Mann sein mußte, der das Leben zu genießen verstand.

Das Arbeitszimmer des Redakteurs war schon — oder war vielmehr noch immer durch eine große Hängelampe erhellt, als die Morgendämmerung des Tages anbrach, welcher für Paris die Entdeckung eines seltsamen, geheimnisvollen Doppelmordes bringen sollte; doch die festgeschlossenen Fensterläden verhinderten die beginnende Tageshelle, einzudringen in das Gemach, ebenso als sie dem Lampenlichte wehrten, auch nur einen einzigen Strahl hinaus auf die Straße zu senden. In dem Kamine aus schwarzem Marmor brannte ein großes Holzfeuer und warf seine schwankenden Reflexe auf das Gesicht



Das Kolosseum in Rom. (Mit Text.)

des Redakteurs Moritz Vasseur, der mit einem dunkelblauen Morgenrocke bekleidet und gemütlich eine Regalia rauchend, knapp vor den knisternden Flammen saß.

Moritz Vasseur mochte wohl kaum mehr als dreiundzwanzig Jahre zählen. Dichte, schwarze Haare fielen in natürlichen Ringeln auf seine etwas niedrige Stirne. Ein beginnender Schnurrbart zeichnete eine graziöse Linie um seine feingeformten Lippen, die sich sehr oft zu einem eigentümlich scharfen Hohnlächeln öffneten. Die Farbe seines regelmäßig schönen Gesichtes erinnerte an die matte Blässe des Opales, von der die großen, dunkel glänzenden Augen, um so auffallender und vorteilhafter abstachen. Zu seiner Rechten, auf den türkischen Fußteppich hingestreut, lag ein buntes Gemisch von Kleidungsstücken, ein schwarzes Gilet, ein Winterrock, ein Hemd, welches an den Manschetten einige Blutflecken zeigte, eine Schärpe aus weißer Schafwolle, ein rotseidenes Halstuch, eine blonde Perücke mit dazu gehörigem falschem Schnurrbart und ein Portefeuille aus grünem Ziegenleder.

Moritz nahm eine Zange zur Hand und warf mittelst derselben zuerst das Halstuch in die Flammen; wenige Minuten vergingen

und es war zu Asche zerfallen. Dann ereilte dasselbe Schicksal das blutbefleckte Hemd und das Gilet, welches letztere aber weit langsamer verbrannte und viel Asche zurückließ, so daß das Feuer zu erlöschen drohte.

Moritz entfernte die Asche mit einem Glutschäufelchen und warf sie in einen leeren Wassereimer, der zu seiner Linken stand. Er legte hierauf noch einige Stücke trockenes Holz in den Kamin und als sie hell und lustig aufloderten, fügte er nach und nach die weiße Schärpe, die blonde Perücke, den falschen Bart und die Brieftasche hinzu. Ein durchdringender Geruch von verbranntem Tuch und Haaren verbreitete sich in dem Zimmer und mehr als einmal mußte Moritz die Asche aus dem Kamin entfernen, um das Erlöschen des Feuers zu verhindern.

Nun war noch die schwerste Arbeit übrig, das Verbrennen des langen Winterrockes mit dem dicken wattierten Unterfutter. Moritz warf einen fast mutlosen Blick auf dieses umfangreiche, lästige Kleidungsstück. Mit einer Gebärde der Ungeduld griff er endlich nach der Schere; es gab ja doch kein anderes Mittel, als den Winterrock geduldig in kleine Stücke zu zerschneiden und so nach und nach den Flammen zu übergeben. Und das war eine saure und langwierige Arbeit. Endlich aber war doch das letzte Stück von den Flammen verzehrt! Moritz blickte um sich, — es blieb ihm nichts mehr zu verbrennen übrig. „Fertig!“ murmelte er im Tone einer großen Erleichterung. Er säuberte den Kamin gänzlich von der Asche, legte einige Stücke Holz auf die Glut und fachte sie mit dem Blasebalgen zur hellen Flamme an. Dann nahm er das Gefäß mit der Asche und trug es zur Wasserleitung in das Vorzimmer hinaus; dort füllte er es bis zum Rande mit Wasser, schüttete den dicken Kot, der dadurch entstand, in den Ausguß und trieb ihn mittelst eines hölzernen Stäbchens durch die etwas enge Abzugsöffnung. Er spülte auch noch fleißig reines Wasser nach, bis der Stein wieder völlig gesäubert war.

Als er nach dieser Beschäftigung in sein Schreibzimmer zurückkehrte, schlug ihm der durchdringende, verräterische Brandgeruch entgegen. Er eilte an das Fenster und öffnete beide Flügel, um der frischen Luft Eingang zu verschaffen. Aber auch das volle Tageslicht und die Strahlen der Wintersonne drangen unaufhaltsam in das Zimmer; Moritz warf einen erstaunten Blick nach der großen Pendüle, die über seinem Schreibtische hing, sie zeigte auf zehn Uhr, er hatte also vier Stunden zu seinem Verbrennungswerke gebraucht.

Um den kompromittierenden Geruch noch rascher zu vertilgen, machte Moritz das Feuerschäufelchen glühend und warf einige Stücke Zucker darauf, der gleich darauf seinen starken und angenehmen Duft in dem Zimmer verbreitete. Von der durchdringend kalten Winterluft durchschauert, schloß er endlich das Fenster und setzte sich an seinen Schreibtisch. Ein Päckchen Schriften lag vor ihm, von welchem der größte Teil früher in der nun verbrannten Brieftasche aus grünem Ziegenleder gelegen war. Er zündete sich eine frische Zigarre an und begann die vorher nach dem Datum geordneten und mit Nummern bezeichneten Papiere zu kopieren. Das erste davon war ein Reisepaß in englischer Sprache, lautend auf Jordan Wild, 40 Jahre alt, aus London gebürtig.

Moritz legte den Reisepaß beiseite und nahm ein anderes Schriftstück zur Hand, welches in einer Art von telegraphischem Stile abgefaßt war, und welches die Nummer 2 trug. Es lautete:

An V***. Meine Adresse ist noch immer Grammontstraße, Gasthof zu den Niederlanden, Thüre Nummer 17. Mein Paß nennt mich als Jules Thermis aus Brüssel. Ich erwarte mit Sehnsucht das Geld, um welches ich gebeten habe und die Befehle von V*****. Suche mich nicht auf ohne dringende Not. V**. Nro. 2.

„An V** Jenny deponiert mit diesem Briefe zugleich 10,000 Franken für Dich in dem Tabernakel. Hinterlege Empfangsbestätigung, die ich an V***** zu übermitteln habe. In dieser Nacht um ein Uhr kommt V**** mit dem Zuge aus Lyon auf dem Nordbahnhofe an, als Ueberbringer wichtiger Dokumente von V*****. Hole ihn ab von der Bahn — Dich hat man während Deiner zwanzigjährigen Abwesenheit von Paris vergessen, für mich hingegen wäre es gefährlich, mich an einem öffentlichen Orte zu zeigen. Du wirst ihn leicht erkennen, da er den linken Arm in der Schlinge trägt. Nähere Dich ihm mit den Worten: „Kommen Sie von Chantilly?“ und er wird Dir ohne Zögern folgen. Tröste Dich über Deine Berufung nach Paris, V***** hat ein glänzendes Geschäft für uns vorbereitet. Die Papiere, welche V**** bringt, sollen uns sehr wichtige Aufschlüsse darüber geben.“

„Ja, ja, die Papiere sind interessant und wichtig genug!“ lächelte Moritz, während er das mit Nummer 4 bezeichnete, vielgestempelte Dokument vor sich ausbreitete, auf dem als Titel in großen Lettern stand:

„Mein Testament!“

„Ich Unterzeichneter diktiere hiermit meinem besten und einzigen Freunde Michael Bermont meinen letzten Willen in der Bibliothek meines Palastes zu London, und die mit mir unterzeichneten Zeugen erklären, daß ich gesund am Geiste und fähig bin, meine letzten Wünsche klar und deutlich darzuthun. Meine Eltern sind tot seit langer Zeit. Ich hatte nur eine einzige Schwester. Sie trat als junges Mädchen in ein Verhältnis mit einem Justizbeamten, das ich nicht zugeben wollte. Ich verließ deshalb meine Vaterstadt Paris, siedelte mich in London an und kümmerte mich nicht mehr um meine Schwester. Ohne mein Zuthun hörte ich im Jahr 1858 von ihr, daß sie einen Ehrenmann geheiratet hatte, und daß dieser Ehe eine Tochter entsprossen war.

„Ich stand in London mit unermüdetem Eifer meinen ausgedehnten Geschäften an der Börse vor. Ich hatte ja keinen anderen Lebenszweck, als zu arbeiten und mein Vermögen unter meinen Händen zu einer immensen Höhe anwachsen zu sehen. Ich besitze gegenwärtig zehn Millionen und zweimalhunderttausend Franken, ohne meinen Palast mit seinen kostbaren Bildern, Möbeln und Silbergeräten zu rechnen. Ich habe diese Summe, nach meiner Entfernung aus der Börsenwelt, in sicheren Staatspapieren bei dem hochachtbaren Notar Richard Sangsby hinterlegt. Zum Vollstrecker meines Testamentes ernenne ich hiemit meinen Freund Michael Bermont. Er soll genau ein Jahr nach meinem Tode mein Vermögen wie folgt, verteilen:

1) An Maria Bressol, legitime Tochter meiner Schwester und deren Gatten Ludwig Bressol, fünf Millionen.

2) An Felicitas Dharville, natürliche Tochter meiner Schwester mit dem Justizbeamten Gibray, fünf Millionen.

3) Zweimalhunderttausend Franken und meinen Palast in London bestimme ich für meinen Freund und Testamentsvollstrecker, Herrn Michael Bermont, welchen ich zugleich mit dem Aufsuchen meiner Nichten beauftrage.

4) Marie Bressol, die legitime Tochter meiner Schwester wird nicht schwer aufzufinden sein, obwohl ich nur angeben kann, daß ihr Vater Ludwig Bressol heißt, Architekt ist und im Jahre 1858 in Paris wohnte.

5) Um Felicitas Dharville aufzufinden, bemerke ich, daß ich sie drei Tage nach ihrer Geburt meiner Schwester heimlich entführen ließ, da ich einigen Aeußerungen der unnatürlichen Mutter gemäß, für ihr Leben fürchtete. Ich veranlaßte das Einschreiben der Kleinen in das Register der Zivilbehörde als natürliche Tochter Valentine Dharville's und eines unbekannten Vaters. Am 17. November 1855 übergab ich die 5 Tage alte Felicitas einer Amme, der Claudine Charvet, wohnhaft in Vic-sur-Braisnes, Departement der Yonne und händigte jener Frau 30000 Franken als Entschädigung für die Ernährung und Erziehung meiner Nichte ein. Seit zehn Jahren habe ich sowohl Felicitas als auch meine Schwester und deren Familie aus den Augen verloren.

6) Wenn eine meiner Nichten gestorben sein sollte, so fällt ihr Erbschaftsanteil an ihre Schwester. Sind aber beide Töchter meiner Schwester zur Zeit der Testamentsvollstreckung nicht mehr am Leben, so hat mein Freund Michael Bermont die Erbschaft ungeteilt zu erheben gegen Hinterlegung der gerichtlichen Totenscheine meiner Nichten bei dem Notar Herrn Richard Sangsby.

10) Um meiner Schwester, wenn sie noch am Leben ist, eine Bloßstellung zu ersparen, soll mein Freund Bermont ganz allein und im Privatwege die Aufsuchung von Felicitas Dharville betreiben.

Unterzeichnet in London, den 20. August 1876.

Armand Dharville.

Michal Bermont, Richard Sangsby,
Heinrich Bill, als Zeugen.

Moritz legte das Testament zu den schon kopierten Papieren und beschäftigte sich mit dem Schriftstück Nummer 4.

„Anmerkung von V***** zu dem Testamente Dharville's. Armand Dharville starb am 6. Dezember 1876. Es ist wohl zu verstehen, daß das ganze kolossale Vermögen in der Hand von V***** bliebe, wenn auch die beiden Mädchen vor dem Tage gestorben wären, an dem das Testament vollstreckt werden muß, also vor dem 6. Dezember 1877. V***** würde das Vermögen zu gleichen Teilen unter ***** teilen, wenn sie Dharville's Nichten zur rechten Zeit unschädlich machen könnten.“

„Das heißt, wenn sie die beiden Mädchen aus der Reihe der Lebendigen streichen würden!“ dachte Moritz mit einem eisigen Lächeln. „O, der Zufall hat mich auf eine köstliche Spur geführt. Wer ihr auch immer sein mögt, ihr Herrn von den fünf Sternen, ihr sollt mir meinen vollen Anteil an den zehn Millionen geben, denn ich besitze euer Geheimnis, ihr könnt mir nicht entrinnen. Der Mensch stößt selten mehr als einmal im Leben auf die Gelegenheit, sein Glück zu machen und wer diese Gelegenheit unbenützt vorübergehen läßt, ist ein Dummkopf. Moritz Vasseur aber ist kein Dummkopf, er wird sein Glück so fest ergreifen, daß es ihm nimmer, nimmer zu entschlüpfen vermag.“ Er legte die Kopien der Schriften in seine Brusttasche und fügte ein Päckchen Banknoten hinzu. Die Originalpapiere trug er in sein Schlafzimmer, wo er eine elegante Reisetasche aus einem Schrank nahm, deren Futter auftrennte, die Schriften dazwischen schob und das Futter wieder sorgfältig zusammen nähte. Dann kleidete er sich zum Ausgehen an. Er betrieb dieses Geschäft mit ebensoviel wählerischer Genauigkeit, als das eitelste Mädchen es hätte thun können. Er kannte seine körperlichen Vorzüge gar wohl und suchte sie in das beste Licht zu setzen. In dem schönen, eleganten Jüngling, der Aller Sympathieen gewann, dem die Mädchenherzen wie ebenso viele girrende Täubchen zuflogen, wer hätte in ihm auch nur mit einem flüchtigen Gedanken einen Verbrecher gesucht?

Bevor aber Moritz mit seiner Toilette noch zu Ende war, unter-

brach er sich in dieser ihm nicht unangenehmen Beschäftigung, um ein genaues, ja ängstliches Durchsuchen seiner Wohnung vorzunehmen. Er vermißte einen der Manschettenknöpfe, die er am Tage vorher getragen hatte; wo konnte er ihn verloren haben? Vielleicht auf dem Kirchhof oder in dem Wagen, der ihn und V**** nach der Montorgueilstraße führte? Ein Schauer durchlief seine Gestalt bei diesem Gedanken. Die Manschettenknöpfe hatten eine eigentümliche Form, die sich leicht dem Gedächtnisse einprägte; sie stellten kleine Hufeisen vor, statt der Nägel mit Türkisen besetzt, — wenn man diesen Knopf an einem der Thatorte seiner Verbrechen auffand, wenn er zum Verräter an ihm wurde? Moritz fuhr mit wachsender Ungeduld zu suchen fort — da wurde heftig an seiner Wohnungsglocke gezogen. Erbleichend griff er bei diesem Klange nach einer Stütze. Aber seine Schwäche dauerte nur wenige Augenblicke. Er ging an seinen Schreibtisch, nahm einen Revolver aus einer Lade desselben und verbarg ihn unter seinen Kleidern. Wenn der Verdacht eines Verbrechens auf ihn gefallen war, wenn man kam, um ihn in das Gefängnis zu schleppen — lebendig sollte man ihn wenigstens nicht von der Stelle bringen. Ein zweites und noch ungestümeres Klingeln zwang ihn endlich, seine Thüre zu öffnen — ein junges, hübsches Dienstmädchen stand draußen und lachte ihn freundlich an. „Sie haben mich aber lange warten lassen, Herr Moritz. Fräulein Oktavia schickt mich; sie läßt Ihnen sagen, daß sie längstens in einer Viertelstunde bei ihr sein sollen, sonst dürften Sie überhaupt nie mehr über ihre Schwelle. Sie kennen ja das Fräulein. Bitte, machen Sie sich nur gleich auf den Weg, sonst muß ich gar zu viel leiden. Das Fräulein läßt ihren ganzen Aerger nur an mir aus.“

„Ich verspreche Ihnen, daß ich binnen zehn Minuten bei Ihrer Herrin sein werde,“ erwiderte der Redakteur, indem er das junge Mädchen auf die Wange klopfte. „Ich verspreche es ihretwegen, Sophie, denn Sie wissen wohl, daß ich Oktavia's Launen wahrhaftig nicht fürchte.“

„Meinen besten Dank, Herr Moritz!“ sagte Sophie mit einem tiefen Knixe. „Ich darf also dem Fräulein sagen, daß Sie mir auf dem Fuße folgen. Guten Morgen, Herr Moritz.“

Der Redakteur verschloß seine Thüre wieder und kehrte in sein Arbeitszimmer zurück. Er verschob die Fortsetzung seines Suchens nach dem Manschettenknopfe auf eine gelegenere Stunde. Doch während er sich vollends ankleidete und die Brieftasche mit den Schriften und Banknoten zu sich steckte, dachte er darüber nach, wie er sich von dem ihm noch gebliebenen Knopfe befreien sollte; er wickelte ihn endlich in ein Stück Papier und beschloß, ihn beim Passieren der Seine hinab in die Fluten zu werfen. Er hatte nur ganz einfache Perlmutterknöpfe, um den Verlust der hübschen, goldenen zu ersetzen — aber er sagte sich mit einem stolzen, siegesgewissen Lächeln, daß ihm bald Brillanten zur Verfügung stehen würden, um seine Manschetten zu schließen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Zufall soll entscheiden!

Eine Neujahrsgeschichte. Von P. Olliverio.

(Schluß.)

„Mein Gott, von wem kann das kommen?“ dachte der Doktor. „Hätte man doch das nicht gethan; 's ist so unangenehm; ich bin an dergleichen nicht gewöhnt, komme mir vor, wie ein schüchternes Mädchen, hätte ich doch meine Karten nicht fortgeschickt. Na, vielleicht ist es nur ein Scherz!“ fügte er hinzu, und der Gedanke gab ihm Mut. Noch ein Blick ringsum, der ihn versicherte, daß er unbeachtet war, und mit etwas zitternder Hand öffnete er das Kouvert, und zog eine große Neujahrskarte daraus hervor. Diese zeigte in den grellsten Farben einen grotesken Don Quixote mit blondem Haar und Schnurrbart, der traurig, gesenkten Hauptes zwischen verschiedenen chirurgischen Instrumenten saß. Darunter stand in verzerrten Buchstaben:

„Dem Ritter von der traurigen Gestalt von einem Freund, der für das Wohl seiner Mitmenschen besorgt inständigst bittet, wenn besagter Ritter Selbstmordgedanken hegen sollte, die armen Patienten zu schonen und keine Rezepte mehr zu verschreiben!“

Die Röte der Verlegenheit wich der des Zornes, als der junge Doktor die Satire betrachtete. „Wer konnte die Frechheit haben, mir das zu schicken?“ rief er halblaut. „Wenn ich den Unverschämten ausfindig mache, will ich ihm bald zeigen, was ich verschreiben kann, und dann wird ihm die Lust vergehen, sich ein zweites Mal an mich heran zu wagen. Wer kann es sein? Doch nicht mein Kollege? Nein, der nicht — auch ist er zu alt für dergleichen Witze. ‚Dem Ritter von der traurigen Gestalt!‘ Ich dächte doch, so traurig sähe ich wahrhaftig nicht aus, daß ich zu solchen Bemerkungen Anlaß gebe,“ und unwillkürlich hob er den Blick nach dem Spiegel, um sich in seiner Meinung zu bestärken.

Da plötzlich erscholl ein lautes, herzliches Lachen im Laden, begleitet von einem ruhigeren, und eine weiche Stimme sagte: „Nicht doch, Felix, Du bist doch gar zu abscheulich.“

Erschrocken auffahrend, wandte sich Robert der Richtung zu, aus der die Worte tönten, und gewahrte den Kopf eines Mannes, dessen männliche, ehrliche Züge wie heller Sonnenschein lachend über die grünen Gardinen hinweg zu ihm herein schauten, und daneben eine weiße Stirn mit ein paar dunkeln, lachenden Augen, umrahmt von kastanienbraunem Haar, auf dem das reizendste Hütchen von der Welt ruhte.

Im ersten Augenblick stand der Doktor zornig und wie versteinert da; aber im nächsten schon war es, als ob Jahre zwischen ihm und der Vergangenheit dahin schwänden wie eine Wolke. Er stürzte vorwärts, gleichzeitig auch wurde die Thüre aufgerissen und mit dem Rufe: Felix — Margarete, ist es denn möglich?!“ streckte er den auf ihn zueilenden die Hände entgegen.

Die drei Gesichter strahlten vor Freude und am liebsten hätte unser Doktor die beiden Jugendfreunde vor Wonne geherzt und geküßt. Wäre in diesem Moment ein Patient in das Zimmer getreten, hätte er in der That glauben mögen, Doktor Robert Baumbach sei noch viel zu kindisch, als daß man ihm Vertrauen schenken und seine ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen könne.

Nachdem er sich von der ersten Freude ein wenig erholt hatte, zog er seine Gäste vollends ins Zimmer herein, ließ sie am warmen Ofen niedersitzen, und nun begann ein völliges Babel von Fragen und Antworten, aus denen sie gegenseitig die letzte Vergangenheit eines jeden erfuhren.

„Ja, ich bin Maler,“ schloß Felix Schönkopf seinen Bericht, „und habe mit Gretchen halb Europa durchreist. Ich habe gemalt, und bin glücklich, sagen zu können, daß meine Bilder stets bereite Käufer finden, und Gretchen hat mich bemuttert, gehätschelt und gepflegt wie früher. Weißt Du noch, Robert?“

„Ob ich das noch weiß?“ erwiderte Baumbach mit einem bewundernden Blick auf das junge Mädchen.

„Ach ja,“ sagte sie lachend und errötend, „ich finde euch große Menschen ebenso unfolgsam und verwöhnt, wie damals, als ihr noch klein waret.“

„Als wir noch klein waren!“ wiederholte der Doktor. „Was waren das für schöne Zeiten! Ich kann euch gar nicht sagen, wie glücklich ich bin, euch wieder zu sehen! Wie aber kamet ihr eigentlich nach diesem abgelegenen Stückchen Welt?“

„Sehr einfach. Ich traf in Rom mit dem Grafen Stolzenegg zusammen und dieser beauftragte mich, ihm mehrere Skizzen zu liefern. Bei unserer Rückkehr nach Deutschland sollte ich sie ihm mitbringen. Sein Schloß liegt dreiviertel Stunden von hier entfernt, und als wir gestern auf unserem Wege nach dort hier vorüberkamen, sahen wir Dich zu unserer größten Freude und Ueberraschung mit dem finstersten Gesicht von der Welt zwischen Deinen Flaschen und Mixturen sitzen. Wir wollten eben hereinstürzen und Dich begrüßen, als uns einer Deiner Kunden zuvorkam und uns daran hinderte. Da wir große Eile hatten und Dich nicht stören wollten, verschoben wir unseren Besuch auf heute Morgen.“

„Dann ist die schändliche Karte wohl von Dir, und ein Werk Deines Pinsels?“ rief Robert, das Objekt seines jetzt längst verrauchten Zornes herbeiholend.

Ein abermaliges schallendes Gelächter begrüßte Don Quixote's Erscheinen. „Verzeihe mir, Robert,“ sagte Felix, sich fassend. „Ich bekenne mich schuldig, aber ich hätte nicht um die Welt der Versuchung widerstehen können, mir einen Witz mit Dir zu machen; auch dachte ich, daß Dir die Erwähnung des tapferen Ritters die Neuigkeit bringen würde, daß wir nicht fern sind. Hast Du dabei nicht an unsere Schulzeit gedacht, und an den Beinamen den wir Dir gegeben, weil Du berühmt warst als Gretchens getreuer Ritter?“

Das Erröten und überhaupt die ganze Art, in der die junge Dame seinem feurigen Blick begegnete, schien den Doktor Robert Baumbach außerordentlich zu befriedigen. „Das ist mir allerdings nicht in den Sinn gekommen,“ entgegnete er, „sonst würde ich die Karte auch ganz anders aufgenommen haben, als dies so der Fall gewesen.“

„Du sahest gut wütend aus, Robert,“ lachte Felix.

„Und kein Wunder,“ meinte Baumbach; „es war ein scharfer Hieb auf meine ärztliche Geschicklichkeit. Doch entschuldigt mich einen Augenblick, ich muß meinem Burschen verschiedene Aufträge geben.“

Als er in den Laden trat, fiel sein Blick zuerst auf eine Gestalt, die eben vorüberging. Es war Margarete Schlimpert.

„Nein,“ rief er in seinem Innern mit energischem Kopfschütteln, als ob er die junge Dame selbst anspräche; „Margarete — ja; nicht Schlimpert — vielleicht Schönkopf, aber entschieden nicht Schlimpert, höchstens wenn Schönkopf ‚nein‘ sagt.“

Wir haben allen Grund, zu glauben, daß Schönkopf nicht ‚nein‘ sagte, denn als es nach drei Jahren wieder einmal Neujahr war, zählte Doktor Robert Baumbach zu den reichsten und gesuchtesten Aerzten der großen Provinzialstadt L . . . und seine Frau sah der Margarete Schönkopf jenes denkwürdigen Neujahrmorgens, der nun doch über des jungen Doktors Schicksal entschieden hatte, sprechend ähnlich. Als letzter Beweis gelte noch, daß, wenn von Neujahrskarten die Rede war, Doktor Baumbach zu sagen pflegte, daß er nur eine einzige in seinem Leben erhalten habe, er sich von dieser einzigen aber niemals trennen würde, da sich an sie die Erinnerung an den glücklichsten Tag seines Lebens knüpfe, und außerdem der Stifter derselben sein Schwager und ältester und liebster Freund sei. —

An Lili.

Laß einmal noch des Liedes Klang ertönen,
Das oft du sangst in längst vergangnen Zeiten —
Es wird zum leichten Scheiden mich bereiten,
Mich mit den Todesschatten mild versöhnen.

Du Inbegriff des Guten und des Schönen
Wirst segnend durch den bunten Traum mir gleiten,
Dein Sang zum letzten Mal die Seele weiten,
Die schwer sich an die Trennung mag gewöhnen!

Wie linde fühl' ich deine Hände decken
Die müden Augen, die so viel gesehen
Von Erdenweh in bangendem Erschrecken.

Süß schlummert sich's bei deines Athems Wehen . . .
Nicht Lebensnot soll fürder mich erwecken —
Nur Mut! die Liebe kann nie untergehen!

C. Martin.

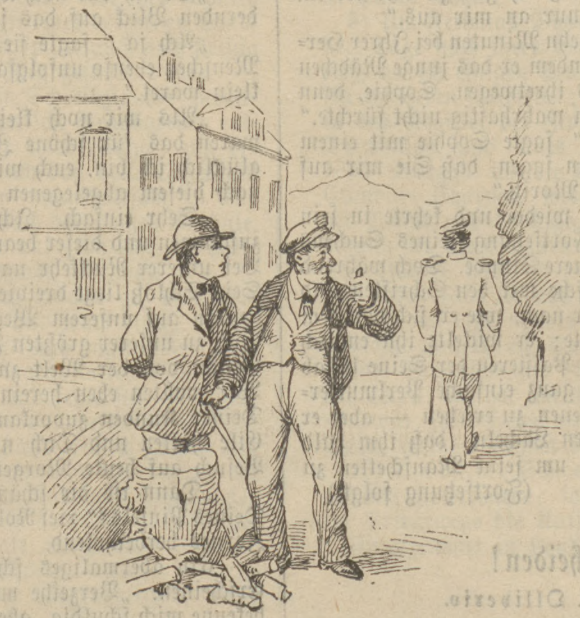
Unsere Bilder.

Blick ins Nideckthal. Das Nideckthal ist eine der Sehenswürdigkeiten der mittleren Vogesen und ein häufiges Ziel der Sommerausflüge der Straßburger Naturfreunde. Man erreicht es, indem man von Straßburg aus mit der Eisenbahn nach Wasselnheim fährt und dann zu Fuß oder zu Wagen durch das Mossigthal nach Wangenburg mit seinen Ruinen geht und von da über Kohlberg und Schneeberg (den Herentanzplatz der Vogesen) zum Forsthaus Nideck wandert. Hier bekommt man den ersten Einblick in das enge, tiefeingeschnittene, waldige Felsenthal, welches in seiner ganzen Erstreckung eine höchst malerische und ursprüngliche Wildnis bildet, wo hoch vom Gewände die Trümmer der alten Riesenburg Nideck (bekannt aus Chamisso's gleichnamigem Gedicht) herunterschauen, der rauschende Nideckbach sich an der Thalsohle schäumend durch Felsen windet und dann über eine 20 Meter hohe Felsenwand als breiter Fall heruntertost und den schönsten Wasserfall der deutschen Vogesen bildet. So ist das Nideckthal ein Punkt, welcher jedenfalls einen Besuch verdient und namentlich den Künstler und Naturfreund hoch zu befriedigen im stande ist, wie unser vorstehender Holzschnitt ahnen läßt. O. M.

Junge Kätzchen. Welch' ein gemütliches Bildchen haben wir da vor uns. Miezekätzchen hat Junge bekommen und das ist für den kleinen Nacktfrosch in seinem Bettchen sicher ein großes Vergnügen. Ist ja doch die behaglich schnurrende Hauskatze immer seine liebste Gespielin. Sie läßt sich von ihm ganz gerne herumzausen und ist so wohlerzogen, niemals die scharfen Krallen zu zeigen. Nun war Miez eine ganze Zeit lang verschwunden und die Mutter hatte ihre liebe Not, das Kind zu beschwichtigen. Wenn das Spinnrädchen auch sich drehte und surrte, die Mama wurde böse, wenn der Kleine schrie, zappelte und mit dem Rocke spielen wollte. Die Uhr, die immer so hübsch „tick — tack macht" darf er auch nicht zum spielen haben — ach, wie hat ihm die Miez gefehlt. Da endlich kommt sie wieder und bringt auch gleich drei ganz weiße kleine Kätzchen mit und da ist natürlich die Freude groß. — Glückliche Kindheit!

Das Kolosseum in Rom. Die herrlichste und imposanteste Ruine, welche noch vom alten Rom übrig geblieben, ist zugleich das riesigste Bauwerk der Römerzeit, das alte „Flavische Amphitheater" oder Kolosseum, welches den Hintergrund des antiken Forums bildet, und von welchem unser vorstehender Holzschnitt eine Ansicht gibt. Früher war auf dieser Stelle der Teich vom goldenen Hause des Nero; weil es aber an einem großen Amphitheater für die Kampfspiele und die Kämpfe der Gladiatoren unter sich und mit wilden Tieren fehlte, nach welchen das römische Volk in der genußsüchtigen Kaiserzeit so sehr verlangte, ließ der karge Vespasian auf dieser Stelle dieses größte Amphitheater der Welt erbauen, welches an Umfang, zweckmäßiger Einrichtung und Großartigkeit alles übertraf, was seither die römische Baukunst noch geleistet hatte, und welches das beredteste Denkmal römischen Charakters und römischer Größe in der Blütezeit des Kaiserreichs war. Vespasian erlebte die Vollendung des Baues nicht mehr, sondern dieser wurde erst von dem milden Titus (80 n. Chr.) beendigt und eingeweiht und hieß nach diesen beiden Kaisern das „Flavische Amphitheater". Heutzutage steht nur noch die stärkere Hälfte des ursprünglichen Baues und macht noch in seinen Trümmern einen gewaltigen, aber auch höchst malerischen Eindruck. Der ganze Bau steigt in vier ungeheuren Stockwerken auf, und seine senkrechte Außenwand ist $48^1/_2$ Meter hoch; die Längenachse betrug 185, die Breitenachse 156 Meter und so umschloß der ganze Bau eine Ellipse von 524 Meter Länge. Auf dem Umkreis dieser Ellipse führten im Erdgeschoß achtzig Bogenportale zu ebensoviel Treppen, über welche man auf die verschiedenen Zuschauerplätze gelangen konnte, und an den Enden der vier Achsen standen dreischiffige Portale, welche in's Innere führten. In der Mitte lag die Arena oder der Kampfplatz, 77 Meter lang und $46^1/_2$ Meter breit, rings umgeben von den terrassenförmig ansteigenden Sitzplätzen der Zuschauer, deren das ganze Amphitheater etwa 87,000 faßte. Weil hier viele Urchristen unter den Zähnen und Klauen wilder Tiere den Märtyrertod starben, wurden gegen Ende des Mittelalters Altäre und Stationen in der Arena angebracht und häufig Prozessionen in der Arena gehalten, die Steine der eingestürzten Teile, aus wertvollem Travertin bestehend, dagegen weggeführt, um Privatpaläste und öffentliche Gebäude daraus zu erbauen, bis Benedikt XIV. 1741 das Kolosseum vor weiterer Zerstörung schützte und seither verschiedene Päpste für seine Erhaltung und teilweise Restauration 2c. thätig waren. O. M.

Humoristisches.



Ursache einer unglücklichen Karrière.

„Schau, der Offizier dort war mein Schulkamerad; er hätte es auch nicht nötig, so stolz zu sein. Ich wäre vielleicht etwas Höheres als Major, aber jedesmal, wenn's in der Schule etwas zu lernen gab, hat er mir es vor der Nase weggeschnappt."

Allerlei.

Kritische Frage. „Zeuge, Sie haben so eben ausgesagt, daß Sie nur einen Streich gesehen hätten; es steht aber fest, daß der Beschädigte zwei Streiche erhalten hat. Können Sie mir nun sagen, ob der Streich, welchen Sie gesehen haben, der erste oder der zweite war?"

Salzverschütten. Schon bei den Römern wurde das Verschütten des Salzes bei Tisch für ominös gehalten. Das Salz galt nämlich fast überall als Symbol der Freundschaft und Treue, des Bündnisses und seiner Heiligung, weshalb es auch vielfach bei religiösen Handlungen zur Verwendung kam. Zu Grunde liegt die dem Salz innewohnende Kraft, vor Auflösung, also Trennung der einzelnen Teile zu bewahren. Salzverschütten bedeutet demnach Auflösung, Trennung der Freundschaft, des geschworenen Bündnisses.

Blicke in die Welt. Bei den Uskoken in Unterkrain ist es Sitte, daß die Mutter bei der Beerdigung ihres Kindes dessen Wiege auf dem Kopfe trägt. Bei dem Einscharren schimpft sie auf den Tod, daß er ihr das Kind geraubt hat, aus dem ein großer Held oder ausgezeichneter Mann hätte werden können, und schließt ihre Rede mit den Worten: „Du grimmiger, ungestalteter, wüster, häßlicher, gräßlicher, unerbittlicher Tod, Du hast mir das Kind genommen und gefressen. Da, hier nimm auch die Wiege dazu und stopfe damit Deinen Mund, daß Dir alle Zähne ausbrechen mögen."

Amtsstil. „Derjenige, der den Thäter, der den Pfahl, der an der Brücke, die am Wege, der nach Worms führt, liegt, steht, umgeworfen hat, anzeigt, erhält eine Belohnung."

— Die Straßburger „Volksschule" erzählt, im elsäßischen Dorfe Volgelsheim habe ein Verein von Schülern unter der Leitung des Hauptlehrers seit 16 Jahren 917,705 Maikäfer, 112,823 Engerlinge, 66,848 Raupen, 114,531 Erdwürmer, 138,079 Schnecken, 13,435 Feldmäuse, 2060 Ratten, 22 Hamster und 33 Marder getötet. Gleichzeitig wurden 5498 Vogelnester entdeckt und in Schutz genommen. S.

Geistesgegenwart. — Dem berühmten dänischen Lustspieldichter Holberg, dessen 200jähriges Jubiläum in diesem Jahre gefeiert wird, trat auf der Straße ein Offizier in den Weg mit den Worten: „Ich weiche keinem Narren aus." — Holberg antwortete: „Aber das thu ich," und machte Platz.

Sinnsprüche.

Steckenpferde reiten kostet Beine.

*

Groß und faul ist doppelter Schaden.

*

Wer nie ausgeht, kommt nie heim.

*

Hilft's nicht allein,
So hilfts doch im Gemein.

*

Narren und Affen
Alles begaffen.

*

In viel Worten ist viel Sünde.

*

Oft fängt man Fische von ungefähr,
Da man nicht meinte, daß Einer wär'.

Quadrat-Aufgabe.

Bei richtiger Zusammenstellung der Silben ergeben dieselben einen Spruch von Goethe.

frucht	wohl	klein	ist
kreis	gen	man	zu
sie	weiß	pfle	wenn
bar	ihn	der	wie

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Rätsels: Leben—Nebel; der rätselh. Inschrift: Der eine Mann ist ohne Nase.

Redaktion von C. A. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.